

die im Vorstehenden skizzierte eigenartige Entwicklung und Ausbildung erfahren hat.<sup>1)</sup> Ein definitiv abschließendes Urtheil ist noch nicht möglich; es wird aber nicht anders lauten, als wie schon vor einigen Jahren die Bollandisten<sup>2)</sup> schrieben: „Es scheint wohl, daß, was den Ursprung dieses [modernen] Kultus anbelangt, ein reines Wortspiel vorliegt.“ Der trefflich bezeichnende Name, die geschickt erfundene ikonographische Darstellung und nicht zum Mindesten der Zeitgeist mag, vom natürlichen Standpunkt aus betrachtet, hierbei stark mitgewirkt haben. Man verzeihe uns diese, auf den ersten Anblick vielleicht befremdliche Aeußerung; aber es ist nun einmal eine vielfach — nicht zum Wenigsten in diesen Blättern — beklagte Tatsache, daß besonders gerne in die private und öffentliche Frömmigkeitspflege des Volkes unvermerkt der Zeitgeist sich eindringt und daß es solchen Erscheinungen gegenüber an maßgebender Stelle einer besonderen Wachsamkeit und Diskretion bedarf. In allen Ständen und Berufsschichten zeigt sich heute eine ungesunde Sucht nach sensationellen Neuerungen und Erfindungen; die alten, soliden Lebensgewohnheiten und Verkehrsmittel scheinen nicht mehr zu genügen, selbst Telegraph und Eisenbahnen fungieren nicht mehr schnell genug. Ob nicht auch im modernen St. Expedituskult vielfach eine starke Dosis dieser nervösen Hast und Ungeduld, die nicht warten, nicht beharrlich anklopfen und beten kann und mag, sondern möglichst leicht und rasch ihr Ziel erreichen will, ob nicht ein gewisser Mangel an wahrem Gottvertrauen, an echt christlichem Gleichmut und Gottergebung, ob nicht eine bestimmte Tendenz nach Abwechslung, nach Neuem, noch nicht Dagewesenem, sich hierbei bemerkbar macht — ? Wir wollen dies nicht weiter untersuchen und dokumentieren. Jedenfalls aber ist heutzutage dringender denn je die Mahnung angebracht, solchen „modernen“ Heiligenkulten gegenüber eine gewisse Reserve zu beobachten und um so nachhaltiger das gläubige Volk über das Wesen der wahren, echt kirchlichen Heiligenverehrung aufzuklären, wie sie uns von den ältesten christlichen Zeiten her überliefert ist und wie sie heute noch lebendig fortbesteht in der kirchlichen Liturgie.

## Widmung und Bildwerk der Kirchen und Altäre.

Von P. Johannes Geistberger O. S. B., Pfarrvikar zu Steinerkirchen an der Traun in D.-O.

Wie man die Mitglieder des Klerikal- und Soldatenstandes aus gewissen Abzeichen erkennt, so auch unterscheiden sich die gottesdienstlichen Gebäude von den profanen durch gewisse Merkmale, die bald jedermann weg hat. Die meisten Kirchen erkennt man durch

<sup>1)</sup> Schreiber dieser Zeilen wäre für gütige Mittheilungen dieser Art, Zusendung von St. Expeditus-Bildern und Gebetszetteln sehr dankbar. —

<sup>2)</sup> Analecta Boll. 18 (1899) 426.



die ganze Baugestalt, durch die Thürme, an den Formen der Türen und Fenster als solche. Ihre Bestimmung ist in der Regel schon von ferne zu entnehmen. Ueberdies weist häufig eine Aufschrift oder ein Bildwerk an der Stirnseite im allgemeinen auf selbe hin oder auch bereits auf die spezielle Widmung des betreffenden Gotteshauses. Man findet hier nicht bloß die Aufschrift: D. O. M., vere locus iste sanctus est, venite adoremus oder ähnliche, sondern sehr oft ein Kreuz, ein Bild des Weltheilandes, seiner gebenedeiten Mutter Maria, eines Engels oder eines Heiligen.

So steht am Frontispiz der Stiftskirche zu Kremsmünster eine zwei Klafter hohe Salvatorstatue, weil sie seit ihrer Gründung dem Weltheilande in erster Linie geweiht ist; über dem Westportale des Pfarrgotteshauses zu Niederneufkirchen ist ein Standbild der heiligen Margaretha zu sehen, weil es diese jungfräuliche Martyrerin zur Patronin hat. Manche Klosterkirche deutet an ihrer Schauseite bereits an, welchem religiösen Orden sie zugehöre: so sieht man über dem Portale der Karmelitenkirche zu Linz ein Reliefbild der Skapulier-Muttergottes vom Berge Karmel. Nicht wenige andere Gotteshäuser tragen hier ebenfalls irgend ein Bild der seligsten Jungfrau zur Schau, wie St. Karl Borr. für die Kirchen seiner Diözese ausdrücklich vorgeschrieben hat. Dies alles ist wohlbegründet im Konsekrations-Ritus der Gotteshäuser. Denn im selben wird mehrmals gesagt, daß sie zur Ehre Gottes, des heiligen Kreuzes, der seligsten Jungfrau und des heiligen N. eingeweiht werden. Auch in der Dedikations-Urkunde muß nach Vorschrift der Kirche die besondere Widmung eines Gotteshauses oder Altares angegeben werden.

Wenn nun schon im Aeußeren einer Kirche die allgemeine oder spezielle Widmung derselben häufig zum schriftlichen oder bildlichen Ausdruck kommt, so umso gewisser im Inneren. Hier findet man daher sehr oft das Grunddogma der Trinität, namentlich am Hochaltare oben, das der Erlösung seit alters im Fronbogentore, ein Bild der seligsten Jungfrau Maria wohl in jedem katholischen Gotteshause, ja einen eigenen Altar ihr zur Ehre, auch Bilder der Engel und Heiligen. Insbesondere die der letzteren in größerer oder geringerer Anzahl, weil ja alle Heiligen insgesamt bei der Kirchen- und Altarweihe wiederholt angerufen werden. Es kann dies um so weniger befremden, als selbst ein Bild des jeweiligen Papstes in den Gotteshäusern angebracht werden darf und das der lebenden Cardinäle in ihren Titelfkirchen. Jedenfalls wird man in jedem Gotteshause eine Vorstellung jenes Glaubens-Geheimnisses suchen, dem es besonders geweiht ist und von dem es den Namen trägt, oder jenes Engels oder Heiligen, dem es speziell gewidmet ist und nach dem es oft benannt wird, und zwar am hervorragendsten Plage, nämlich am Hauptaltare, welcher zugleich mit einer neuen Kirche zu konsekrieren ist. Und so findet man es auch fast immer. In der



Stadtpfarrkirche in Linz „zu Maria Himmelfahrt“ zeigt uns das Hochaltarblatt ganz entsprechend ihrem Titel die Aufnahme Mariens in den Himmel, in der ehemaligen Minoritenkirche „zu Mariä Verkündigung“ den englischen Gruß, in der Klosterkirche der barmherzigen Brüder „zu Mariä Empfängnis“ eben dieses Geheimnis. Aus demselben Grunde sehen wir ein Bild der Unbefleckten über dem Altare der Karmelitenkirche, weil sie ihr geweiht ist. Den Ehrenplatz am Altare der Kapelle der Tertiarschwestern „zum göttlichen Kinde Jesu“ nimmt eine Statuette des Christkinds ein, wie am Hochaltare des Pfarrkircheleins Christkindl bei Steyr. Die Priester-Seminarkirche „zum heiligen Kreuz“ wie jede Kalvarienbergkapelle und sonstige Kreuzkirche stellen uns als Hauptvorstellung des Hochaltares Christum am Kreuze vor. In der Klosterkirche der Ursulinen und in der Vorstadt-Pfarrkirche zu Steyr sehen wir als solche den Engelsturz, bei dem sich St. Michael besonders hervortat; beide Kirchen sind ja „zum heiligen Erzengel Michael“ zubenannt. Desgleichen stellen die Hochaltarbilder der St. Josefs-Pfarrkirche und der St. Matthias-Pfarrkirche in Linz die gleichnamigen Heiligen vor, jenes zu Rematen a. d. Rens den heiligen Martin, das zu Pfarrkirchen bei Hall den heiligen Georg, weil die dortigen Gotteshäuser diese Heiligen zu Patronen haben. Und so fort sine fine.

Das ist aber alles ganz sachgemäß und selbstverständlich, ja geschieht mit vollstem Recht. Denn das Dedikations-Instrument hat nach dem Pontificale romanum zu lauten: „consecravi Ecclesiam et altare hoc in honorem sancti N.“ und schreibt betreffs der Vitanei vor: „suo loco nominetur his Sanctus ille, in cuius honore et nomine Ecclesia vel altare dedicatur.“ Der Altar selbst wird konsekriert „in honorem Dei et gloriosae virginis Mariae atque omnium Sanctorum, ad nomen et memoriam sancti N.“, welche Gebetsworte öfters wiederkehren.

Der Hochaltar einer Kirche erhält also bei der gleichzeitigen Konsekration mit ihr denselben Titel oder Patron. Jeder Altar soll aber ein Bild jenes Geheimnisses oder jenes Heiligen, dem er geweiht wird, auch zeigen, damit jedermann sehe, „in cuius Sancti meritis et honorem sit ipsum altare constructum, ne illius memoria depereat, a quo tamquam peculiari titulo nuncupatur; alterius autem Sancti imaginem in principali loco altaris ponere non decet et prohiberi videtur per S. R. C.: „Visitator Congregationis et provinciae Neapolitanae, S. R. C. humillime supplicavit, ut quoniam in hujus ecclesiae ara principe nulla extat Icon, collocari ibidem valeat illa Beatae Mariae Virginis conceptionis titulo, sed illa forma effigiata, quam refert numisma Parisiis anno 1830 cusum? Resp.: Negative, et apponatur Imago St. Nicolai Titularis.“ Die 27. Aug. 1836. in una Cong. Miss. ad 3 no. 4644. (Cfr. etiam S. R. C. Die 11. Martii 1837. no. 4655.)



Sowohl in der kirchlichen als weltlichen Gesetzgebung gelten die Entscheidungen, welche die Autorität bei Streitpunkten oder auf Anfragen gibt, für allgemein verbindlich. So auch hier. Der Hochaltar einer Kirche hat dieselbe Widmung wie diese; das Titular-Geheimnis oder der Patron derselben ist also auf dem Ehrenplatze des Hauptaltars vorzustellen. Das legt schon die Natur der Sache nahe und wird positiv von der Kirche gefordert. Daher hielt man es von jeher so bis auf uns. Zur Zeit der Arianer weihten die Katholiken ihre Kirchen gern dem göttlichen Heilande, weil jene eben dessen Gottheit leugneten; daher brachte man sein Bildnis über dem Altare an, sei es als Wandgemälde in der Concha oder später über dem Fronbogen; auch schloß das sogenannte Ciborium, d. i. der kapellenförmige Ueberbau des Hochaltars häufig mit einem Kreuze ab. Als man in unseren Tagen zu Graz eine Herz Jesu-Kirche erbaute, so stellte man auf dem Ciborium des Hochaltars selbstverständlich eine Herz Jesu-Statue auf, wie man im Mittelalter, welches die Marienminne besonders pflegte, der seligen Jungfrau viele Kirchen widmete und daher im Schreine des Hauptaltars so gerne ein Standbild der Himmelskönigin aufstellte oder ihre Erhebung zu dieser Würde oder eine Begebenheit aus dem Erdenleben Mariä abbildete. Seit Alters war in der Regel vom Hauptbilde des Hochaltars auf dessen und der ganzen Kirche Widmung sicher zu schließen, wie man meist ebenso richtig vom Hauptbilde eines Nebenaltes die Widmung desselben erkennen konnte. Gotische Nebenaltdre hatten im Schreine häufig nur die eine Figur des Altarpatrones und auf den Flügelbildern dessen Legende. Der Schrein des Hochaltars enthielt zwischen den Patronen oft ein Standbild der Mutter Gottes und in der Bekrönung ein Bild des himmlischen Vaters oder des Gekreuzigten — ganz entsprechend den bei der Konsekration der Kirche angewendeten Gebeten. So ähnlich verfuhr auch oft die Renaissance: das Altarblatt oder mittlere Schnitzwerk stellte irgend ein Glaubensgeheimnis, somit etwas Höheres vor und die Patrone erschienen statuarisch zu beiden Seiten, gleichsam als Ehrenwache desselben, oder man stellte den einzigen Patron in der zweiten Etage des Altarwerkes vor, wie zu Wartberg a. d. Krems und in Nußbach. Das ganz verkehrte Vorgehen, nämlich mitten einen Heiligen vorzustellen und ihm zur Seite die Standbilder Jesu und Maria aufzustellen, ist eine Errungenschaft der neuesten Zeit! Auf Abwege geriet allerdings bereits die Popszeit, indem man bei Nebenaltdren öfters ihre ursprüngliche Widmung nicht mehr beachtete und solche Heilige an ihren neuen Aufsätzen vorführte, deren Verehrung eben in Flor war. Noch mehr läßt sich in dieser Beziehung die Gegenwart von der augenblicklichen Zeitströmung hinreißen, so daß es bald den Anschein haben wird, als wären die Seitenaltäre unserer Landkirchen alle den beiden heiligsten Herzen geweiht oder Mariä und Josef. Besonders schnell wechseln auf den



Liebfrauen-Altären die Vorstellungen. Ich denke z. B. auf mehr als einem noch ein Bild der Mutter Gottes, dann kam eine Statue der Unbefleckten dahin und neuestens die Mariä von Lourdes. Wahrscheinlich wird diese wieder weichen müssen, sobald über kurz oder lang die leibliche Aufnahme Mariä in den Himmel und ihre Krönung dort oben dogmatisiert worden sein wird. Daher dürfte der Rat nicht ganz überflüssig sein, die jetzt öfters depossedierte Bilder der Himmelskönigin ja nicht zu verschenken oder gar zu verbrennen, sondern für diesen möglichen Bedarfsfall gut aufzubewahren.

Der Josephinismus, üblen Andenkens in der Kirchen- und Kunstgeschichte, ging noch einen Schritt weiter als der Pöpp, und störte mitunter sogar die nötige Uebereinstimmung zwischen dem Hauptbilde des Hochaltars und dessen und der Kirche Widmung. Daß diese vorhanden sein muß, ist ganz gewiß, wie aus dem obigen und folgenden Zitat hervorgeht: „*Altare majus semper debet esse fixum in ecclesia noviter aedificata, et cum ecclesia est consecrandum, juxta S. R. C. 19. Sept. 1665.*“ Aber wer wußte oder befolgte vor 100 Jahren eine solche Vorschrift? Die „in publico — ecclesiasticis“ wogen weit vor! Der alte Dom in Linz war bekanntlich die Kirche des dortigen Jesuiten-Kollegiums und ist dem heiligen Stifter dieses Ordens geweiht. Als Kathedrale des neu freierten Bistums Linz war anfänglich die Stadtpfarrkirche „zu Mariä Himmelfahrt“ bestimmt worden. Nach der Hand machte man jedoch die einstige Jesuitenkirche zum Dom und damit sie den gleichen Titel, wie jene, zu haben scheine, nahm man das Ignatiusbild aus dem Hochaltare heraus und gab dafür das der Aufnahme Mariä in den Himmel aus der Klosterkirche der „Schwarzspanier“ in Wien hinein. Und so war die Ignatius-Kirche für das Auge marianisch und nur mehr der Name dieses Heiligen am Gewölbe des Altarhauses deutet schwach an die ursprüngliche und eigentlich geltende Widmung. Von einer geschehenen Exekration und neuerlich vorgenommenen Konsekration ist wenigstens mir nichts bekannt; an belassenen Kirchen hat man damals Altarentweihungen nicht so oft vollzogen, als in unseren Tagen.

In der Josephinischen Zeit hat auch manchmal die Uebersetzung von Altaraufsätzen eine Disharmonie zwischen Widmung und Altarblatt hervorgebracht. So ist die Pfarrkirche zu Frankenmarkt dem heiligen Nikolaus geweiht und doch zeigt ihn ein Gemälde auf dem linksseitigen Nebenaltare. Das schöne Hauptbild des Hochaltars hingegen stellt St. Josef und Theresia vor, weil er aus der Kirche der barmherzigen Brüder (einst der Karmelitinen) in Linz genommen wurde. Der Hochaltar der ehemaligen Minoritenkirche in Wels wurde nach Steinerkirchen a. d. Traun übersezt. Da indes das Hauptbild Mariä Geburt vorstellte, so brachte man das Bild des Pfarrpatrones, St. Martin, gleichfalls nur an einem Seitenaltare an. Gelegentlich der um 1860 geschehenen Renovation ließ man aber für den Haupt-



altar wieder ein „Pfarrbild“ malen, nahm jenes vom Seitenaltare weg und machte so die josephinische Verwirrung wieder wett. In Adlwang ließen die Weiber eine solche gleich von vorneherein nicht anrichten. In der dortigen Wallfahrtskirche „zu den sieben Schmerzen Mariä“ wird eine Pieta hoch verehrt und steht „in principali loco“ des Hauptaltares. Diese war den Josephinern natürlich ein Dorn im Auge. Es wurde daher ein in jene Thoröffnung passendes Krucifixbild gemalt und vom hochwürdigen Herrn Dechant über Auftrag dem Volke als noch vorzüglicher angepriesen, als das alte Besperbild. Allein die Leute sagten, er möge es nur selber behalten, wenn es ihm so sehr gefalle; und sie wollten auch fernerhin die schmerzhafteste Mutter Gottes. Als man nun diese zunächst mit dem neuen Kalvarienbergbilde verdeckte, um sie hernach ganz zu entfernen, so griffen die tapferen Weiber von M. Adlwang so energisch ein, daß man dem altehrwürdigen „Gnadenbilde“ den Ehrenplatz auf dem Hochaltare lassen mußte! Und so stimmt noch heute das Hauptbild dieser Kirche zu ihrem Titel. Wenn der Kunstgriff gelungen wäre, so hätte man damals freilich das Gotteshaus auch leichtiglich umtauschen können; es wäre vielleicht eines schönen Tages „zum heiligen Kreuz“ zubenannt worden.

Uebrigens gehört ein Krucifix ohnehin nicht bloß auf jeden Altar, sondern ein auffälligeres in jede Kirche, wie aus den Gebeten bei der Einweihung derselben zur Genüge hervorgeht. Es befand sich daher ein solches nicht nur bereits auf den alten Biborien, sondern auch im Fronbogen oder über demselben oder auf dem Lettner, ja häufig wurde im Kreuzschiffe oder an der Grenzscheide zwischen Chor und Schiff ein eigener Kreuzaltar errichtet. Als man später diese freistehenden Altäre nicht mehr leiden mochte, errichtete man einen solchen öfters neben dem Fronbogentore, oder man hing ein größeres Kreuz am Gewölbe auf oder an einer Wand, sei es über dem Fronbogentore oder seitwärts. Das Bild des eigentlichen Hausherrn wollte man eben im Angesichte des ganzen Volkes errichten und daher an einem besonders auffallenden und für das Kreuz recht passenden Plage. Als solcher erweist sich in beiden Hinsichten eben namentlich das Fronbogentor oder die etwa oberhalb befindliche Wand, weshalb man selbst seit dem Auftauchen der Renaissance hier öfters noch ein größeres Krucifix anbrachte. Hier ist es am meisten sichtbar in der Kirche und auch insofern am richtigsten Orte, als manche eben hier ein Querschiff hat, welches mit dem Längschiffe ein Kreuz bildet. Wo jedoch ein Kreuzschiff nicht vorhanden ist, macht der genannte Fronbogen der Kirche doch eine Querlinie zur Längsachse derselben, so daß er mit dieser ein Kreuz formiert. Darum also schon paßt ein Krucifix in diese Gegend. Dazu kommt, daß die Schreibung der Alphabete auf dem Fußboden und die Aspergierung desselben im Einweihungs-Ritus ebenfalls kreuzweise geschieht. Dabei aspergiert der Konsekrator auch in *medio ecclesiae* nach den vier Weltgegenden,



und zwar in Kreuzesform. Hier, wo der Thron desselben errichtet ist, weihet er auch die Kirche in erster Linie in honorem sanctae et victoriosissimae crucis und in zweiter erst dem Patrone. Es geschieht dies sowohl in einer Oration, als auch in der folgenden Präfation. Wenn nun am Fronbogen, im etwaigen Querschiffe oder etwas mehr gegen die Mitte hin ein Kreuzifix errichtet wurde, so hatte es der Konsekrator bei der Weihehandlung vor oder über sich, was schon entsprechend ist. Um so passender muß es erscheinen, ein sogenanntes Fronbogenkreuz irgendwie zu errichten, als jede Kirche wiederholt auch dem heiligen Kreuze geweiht wird.

Die eben erwähnte Präfation ist an den himmlischen Vater gerichtet, bald nach Beginn des Weiheaktes kommt das *veni Creator Spiritus* vor und öfters wird gesagt, daß Kirche und Altar zur Ehre Gottes überhaupt eingeweiht werde. Mit Recht brachte und bringt man daher, namentlich an Hochaltären, auch die Bilder der anderen göttlichen Personen an, häufig in Verbindung mit der seligen Jungfrau Maria, selbst in solchen Kirchen, die ihr nicht speziell geweiht sind, weil ja doch jede Kirche wenigstens nebstbei ihr gewidmet wird, wie der Konsekrationsritus lehrt. Man stellte daher über Maria mit dem göttlichen Kinde oftmals Gott Vater und den heiligen Geist vor und brachte sie so in eine sehr gute Beziehung zu den drei göttlichen Personen, desgleichen wenn man seit der Gotik unzähligemal ihre Krönung vorführte, namentlich in der Weise, daß alle drei Personen der Gottheit dabei beteiligt erscheinen, wie es auf vielen Hochaltären zu sehen ist. An Seitenaltären sieht man häufiger über dem Bilde der Mutter Gottes das des segnenden himmlischen Vaters und inzwischen die Taubengestalt des heiligen Geistes. In fast allen unseren Kirchen finden wir einen Marienaltar oder mindestens irgend ein Bild der unbefleckten Jungfrau und Gottesmutter. Die göttlichen Personen werden oft auch selbständig vorgestellt, z. B. in himmlischer Glorie im Abschlusse der modernen Hauptaltäre, oder auch sonstwo als „die ewige Liebe“, an welchem Bilde Gott Vater den Kreuzifixus hält und der heilige Geist beigelegt erscheint. Die Dreifaltigkeits- und Marienbilder stimmen vortrefflich zu den Gebeten der Kirchweihe und werden daher ganz richtig in unseren Gotteshäusern angebracht.

Ebenso aber auch die Bilder von verschiedenen Heiligen, deren bei der Konsekration der Gesamtheit derselben oftmals gedacht wird, wie auch des speziellen Patronen (oder derselben) und jener Heiligen, deren Reliquien in den Altären verschlossen werden. Daher treffen wir in unseren Gotteshäusern nicht nur Bildnisse der Titelheiligen auf den Altären, sondern auch so mancher anderer, die zu einem vorgestellten Geheimnisse, zu einer bestehenden „Andacht“ oder einem religiösen Vereine in Beziehung oder sonstwie in Verehrung stehen, namentlich am betreffenden Orte. Die gotischen Flügelaltäre enthalten oft sehr viele Heiligenbilder, wie auch die Paramente und



Geräte dieses Stiles. In reicher ausgestatteten Kirchen jedweder Stilart erblicken wir solche auch an den Wänden und Decken und seit der Gotik auch in den Fenstern. Sie stimmen zu den Gebeten der feierlichen Kirchweihe und fordern uns mit König David auf: „Laudate Dominum in sanctis ejus!“ (Pß. 150 im 1. B.)

## Die gotische Kasel.

Von Lektor P. Beda Kleinschmidt O. F. M. in Wiedenbrück (Westfalen).

Vor einiger Zeit wurde an uns die Anfrage gerichtet, ob der Gebrauch der sogenannten gotischen Kasel durch eine kirchliche Bestimmung untersagt sei. Eine ausführliche Antwort auf diese Frage dürfte gewiß auch manchen Leser dieser Zeitschrift interessieren, da die „Kaselfrage“ noch immer nicht zur Ruhe kommen kann, die sogenannte gotische Kasel vielmehr vielleicht noch ebensoviel Gegner als Freunde zählt. Wir wollen daher obige Frage hier etwas eingehender besprechen und dann noch einige Bemerkungen über die gotische Kasel im allgemeinen hinzufügen.

Bevor wir aber unserer Frage selbst näher treten, scheint eine kurze Erklärung angebracht, was wir denn eigentlich unter gotischer Kasel zu verstehen haben. Zu dem Zwecke schicken wir einen kurzen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der Kasel voraus.

### I.

1. Es ist eine heute von allen Kennern des christlichen Altertums zugegebene Tatsache, daß die Liturgen der ersten christlichen Jahrhunderte die gottesdienstlichen Handlungen in einer Gewandung vornahmen, die weder durch Schnitt und Form, noch durch die Farbe sich von der Tracht der vornehmen Laien unterschied. Der christliche Liturge trug also bei den heiligen Handlungen die Tunika und darüber das Pallium.<sup>1)</sup> Seit dem dritten Jahrhundert trug man vielfach statt des lästigen Palliums ein Gewand, das ursprünglich meistens nur von der arbeitenden Klasse und auch wohl als Reisemantel benutzt wurde, nämlich die Pänula. Diese war ein radförmiger, von allen Seiten geschlossener Mantel; in der Mitte hatte sie eine runde Oeffnung, wodurch sie über den Kopf geworfen wurde; ließ man sie herabhängen, so hüllte sie den Träger von allen Seiten vollständig ein, man war darin, wie Cicero sich gelegentlich (Pro Milone c. 20) ausdrückt, gewissermaßen wie in einem Neze verstrickt.

Die Pänula verdrängte seit dem dritten Jahrhundert allmählich die Manteltücher, das Pallium und die Toga; mit ihr bekleidet, brachte der Priester das heilige Opfer dar, nahm er überhaupt alle

<sup>1)</sup> Vgl. Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten (Köln 1898) S. 33 ff.